

Über unsere Literatur

Anmerkungen zur ungarndeutschen Literatur nach 1945

von Horst Lambrecht

1. Kapitel

Literatur ohne Leser?

Sie kommt zu uns in die Wohnstube, fast jede Woche. Sie ist einfach da, ob wir sie mögen oder nicht. Wir ignorieren sie oder nehmen sie zur Kenntnis. Sie packt und fesselt uns, oder sie langweilt uns. Manchmal verstehen wir sie nicht, und manchmal bleibt sie zwischen Vereinsnachrichten, Bildern von Tanzenden und Mitteilungen über amerikanische Filme unentdeckt. Sie kommt zu uns, unsere Literatur. Sofern wir Leser der „*Neuen Zeitung*“ sind. Denn fast jede Woche können wir in dieser Zeitung Gedichte, kürzere Erzählungen, manchmal auch die neueste Fortsetzung einer langen Geschichte lesen. Die Schreiber sind unsere Nachbarn und Freunde, sie sind Bauern oder Wissenschaftler, Studenten oder Lehrer, Rentner oder Schüler. Sie schreiben über sich und von uns. Sie beschreiben das Leben auf dem Dorf, und sie bringen die große Welt in unsere Wohnstube. Pünktlich. Fast jede Woche.

Wir können unsere Literatur natürlich auch in jedem *Deutschen Kalender* finden oder in *Signale*, der Literaturbeilage der NZ, und vor allem in den vielen Büchern, die seit 1974 erschienen sind. Falls wir wissen, wo diese Bücher in Ungarn zu kaufen sind. Und falls wir sie denn wirklich kaufen und lesen wollen. Mit dem Kaufen ist das nicht so schlimm: wo es die Bücher gibt, ist schnell erkundet, und preiswert sind sie auch. Aber wollen wir überhaupt noch lesen, wo doch die TV-Bilder so prächtig bunt sind?

In einer lesefreudigen Welt sind Autoren und Leser Angehörige einer Familie. Sie sind eine Gemeinschaft von durchaus nicht immer Gleichgesinnten, aber doch eine Gemeinschaft. Sind die Ungarndeutschen heutzutage lesefreudig? Ein rechter „Schwob“ singt irgendwo, tanzt irgendwo oder bläst die Tuba. Liest er

aber auch? Kennt er seine Angehörigen, die Schreiber? – In einer lesefreudigen Welt sind die Leser auf der Suche nach ihren Autoren. Wenn meine Beobachtungen richtig sind, suchen jedoch die ungarndeutschen Autoren eher verzweifelt nach ihren Lesern. Und das ist kein guter Zustand. Für die Autoren nicht, schon gar nicht aber für die Gemeinschaft der Ungarndeutschen.

Mit meinen „Anmerkungen“ wage ich den Versuch, Interesse für die ungarndeutsche Literatur zu wecken und Autoren und Leser einander näher zu bringen. In mehreren „Kapiteln“ will ich einigen Gedanken über Werden und Wachsen der ungarndeutschen Literatur Raum geben. Über Autoren und ihre Texte wird ebenso die Rede sein wie von Schaffensbedingungen, literarischer Leistung und historischer Bedeutung der ungarndeutschen Literatur. Der Schwerpunkt liegt dabei auf dem Schaffen jener Autoren, die Anfang der siebziger Jahre einer neuen ungarndeutschen Literatur die Stimme verliehen haben. Diese Schwerpunktsetzung beruft sich vor allem auf zwei Gründe: Erstens liegen die Wurzeln für das Schreiben der Heutigen in jenem, von den Autoren der siebziger Jahre urbar gemachten Boden. Zweitens fand und findet seit den späten neunziger Jahren ein Generationswechsel in der ungarndeutschen Literatur statt, und es ist wohl an der Zeit, das Schaffen der „Pioniere“ der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur wieder näher in unsere Erinnerung zu rücken.

Wenn ich hier über ungarndeutsche Literatur schreibe, erhebe ich natürlich keinesfalls den Anspruch richterlicher Hoheit. Im Gegenteil ist meine Wortmeldung als Angebot für eine Diskussion gedacht. Freuen würde ich mich, wenn es tatsächlich ein Echo zu dem von mir Gesagten gäbe. Leserbriefe – und nicht nur beipflichtende – werden in der NZ veröffentlicht, und alle werden beantwortet.

Die Überschrift des ersten Kapitels fragt, ob die ungarndeutsche Literatur eine „Literatur ohne Leser“ sei. Ist sie das?

Gábor Gonda und Marianne Hirmann, Studenten der Fünfkirchner Universität, haben ungarndeutsche Autoren zu allerlei Dingen befragt. Dem Lyriker Robert **Becker** wurde dabei die schöne Frage gestellt: „*Wer sind deine Leser?*“ – Die lakonische Antwort Beckers: „*Das möchte ich auch gerne wissen.*“ – Über eine ganz eigenartige und zugleich doch symptomatische Reaktion auf seine Geschichten weiß Josef **Mikonya** eine Anekdote zu erzählen: „*Im Deutschen Kalender 1976 erschien von mir eine kurze Geschichte mit einem Lichtbild versehen. Eine ältere Frau teilte mir voller Freude mit, sie habe mich im ‚Kalender‘ gesehen. ‚Na und was sogsts tenn dazua?‘, wollte ich wissen. ‚Es is net schlecht, nua tei Krawattl is a pissl auf Seitn grutscht ...‘.*“ – Auch in seiner Erzählung „*Der Neun-Uhr-Zug war abgefahren*“ macht **Mikonya** auf humorvolle Weise das die Autoren bedrückende Missverhältnis zwischen ihrem schriftstellerischen Engagement und der (fehlenden) Publikumsresonanz zum Thema, seine Frustration ist dennoch nicht zu übersehen. – Entspringen solche Reaktionen etwa nur einer Überempfindlichkeit von Autoren?

In *Signale* (1988) berichtete Susanne **Breier** über eine von ihr durchgeführte Publikumsbefragung über die ungarndeutsche Literatur, die sie für ihre Diplomarbeit verwenden wollte. Als Hauptquelle für ihre Arbeit gedachte sie Fragebögen zu nutzen, die sie in der *NZ* (42/1987) veröffentlicht hatte. Das Ergebnis waren fünf (!) ausgefüllte Fragebögen. – Susanne Breier verlegte nun die Recherche auf ihren Heimatort Werischwar, befragte dort etwa 60 Personen, ging in Bibliotheken und Buchhandlungen und sprach mit „*einigen Vertretern der ungarndeutschen Intelligenz.*“ Das Ergebnis war um so erschreckender, als sie jetzt – wie sie einräumte – „*eine positive Auswahl*“ der Befragten getroffen hatte. Auf die Frage, ob die „*Existenz einer ungarndeutschen Literatur überhaupt wichtig*“ sei, antworteten die Älteren zumeist mit Ja, die Jüngeren waren von der Wichtigkeit weniger überzeugt, und die Jüngsten antworteten eindeutig mit Nein. Zudem wurde von nicht wenigen Befragten betont, dass die ungarndeutsche Literatur besser in ungarischer Sprache geschrieben werden

solle, um so den Zugang für ungarndeutsche Leser zu erleichtern. Susanne Breier kommt zu der Einschätzung: Die *„ungarndeutsche Literatur wird nur von einer verschwindenden Minderheit des Ungarndeutschtums gelesen. Man hat sogar den Eindruck, daß die Mehrheit nicht einmal von der Existenz dieser Literatur weiß.“* – Dieser Befund deckt sich auch mit dem Eindruck Robert **Beckers**, der in dem schon erwähnten Interview feststellt: *„Die ungarndeutsche Literatur hat nicht jenes Gewicht (...), das ihr eigentlich zustehen würde. Das liegt daran, dass sie sehr wenig gekannt und noch weniger geachtet wird. Ich meine auch seitens der Ungarndeutschen.“*

Sind die Ungarndeutschen also eine **tanzende** und **singende** – jedoch keine **lesende** Nation?

2. Kapitel

Literatur ohne Anspruch?

Vielleicht ärgere ich diesen oder jenen Leser mit einer abermals provokanten Fragestellung schon in der Überschrift. Nun ist natürlich eine Fragestellung nicht als die Antwort zu nehmen. Und die im vorangegangenen Kapitel gestellte Frage nach einer Leserschaft der ungarndeutschen Literatur lässt sich mit Verweis auf die Anzahl der verkauften Bücher und mit Nennung der zahlreichen Dichter-Lesungen im In- und Ausland oder mit Verweis auf die Übersetzungen einzelner Werke in verschiedene Sprachen durchaus auch positiv beantworten. Dennoch aber scheint es so, dass die ungarndeutsche Literatur selbst vielen Ungarndeutschen ein noch immer unbekanntes Land ist. Nehme ich z.B. zu den im vorangegangenen Kapitel zitierten Stimmen noch den Befund, dass jene jungen, intelligenten Leute, die bei uns in Fünfkirchen zum Studium des Faches *„Minderheitenkunde“* antreten – also ein durchaus „prädisponierter“ Personenkreis – in aller Regel erst in den universitären Lehrveranstaltungen Bekanntschaft mit der ungarndeutschen Literatur schließen, drängt sich die Frage auf, woran es denn liegt, dass ausgerechnet jene

Gedichte und Geschichten, die von uns erzählen, so wenige Leser finden. Liegt es an einem allgemeinen Desinteresse am Lesen, oder liegt es im Wesen der gemeinten Literatur selbst begründet? Oder liegt es daran, dass der ungarndeutschen Literatur zu wenig Publizität zuteil wurde?

János Szabó, Germanist, Literaturkritiker und Autor, stellte 1990 fest: „... *was in den letzten anderthalb Jahrzehnten von ungarndeutschen Autoren geschrieben wurde, wurde auch gedruckt.*“ Diese richtige Anmerkung verweist darauf, dass es der ungarndeutschen Literatur keinesfalls an Publizität gemangelt hat, dass im Gegenteil ihr die Wege zu einer Leserschaft geebnet wurden. Manche Autoren, wiewohl nicht selten in der „*Neuen Zeitung*“ veröffentlicht, sehen das allerdings anders. Anders sieht das auch Ingmar Brantsch, ein von Deutschland her aufmerksamer Beobachter ungarndeutschen Literaturgeschehens. Er stellt eine Diagnose, die das Faktische eindeutig widerspricht. Brantsch schreibt 1989: „*Die äußerst bescheidenen Publikationsmöglichkeiten der ungarndeutschen Autoren (...) machen die harten Rahmenbedingungen der Entfaltung eines literarischen Lebens für die Ungarndeutschen deutlich.*“ Dagegen aber stehen (nach meiner sicher immer noch unvollständigen Zählung) in den 26 Jahren seit 1974 – dem Erscheinungsjahr der ersten ungarndeutschen Anthologie nach 1945 – für eine (auch nur potenzielle) Autorschaft von ca. 30 Schreibenden (!) bis heute 29 Buchpublikationen (Das sind Anthologien, die mehrere Autoren vereinen, und das sind seit 1990 vorwiegend Einzelpublikationen; Zweitauflagen und Auflagen im deutschsprachigen Ausland sind hier nicht einmal mitgerechnet. Ebenso bleiben die zahlreichen Einzelveröffentlichungen in der „*Neuen Zeitung*“ oder im „*Deutschen Kalender*“ unberücksichtigt). Also 29 Bücher in der durchschnittlichen Auflagenhöhe von 2000 Exemplaren bei (vor der jetzigen Volkszählung) geschätzten Zahl von 200 000 Ungarndeutschen. Das heißt: ein Exemplar auf 100 (nur theoretisch vorhandener) Leser! Wohl jeder bundesdeutsche Autor – sogar jeder ganz Große – würde sich freuen, solche

Zahlen für sich registrieren zu können! Denken wir dazu außerdem an die äußerst niedrigen Buchpreise der VUdAK-Reihe und an den tatsächlich erwartbaren Kreis eines Kaufpublikums, wird deutlich, dass jede einzelne Buchpublikation nur subventioniert möglich und somit einer kulturpolitischen Entscheidung zu verdanken ist. Es sollte auch nicht übersehen werden, dass bis 1989 diese Aufgabe durch den damals staatlichen ungarischen Lehrbuchverlag realisiert wurde (von 1977 bis 1989 immerhin 15 Erstaufgaben). Die nach der Wende ins Leben gerufene VUdAK-Reihe könnte unter den Marktbedingungen nicht existieren, würde sie nicht großzügig auch aus dem deutschsprachigen Ausland unterstützt.

Wenn es nun aber nicht an „*harten Rahmenbedingungen*“ liegt, dass die ungarndeutsche Literatur nur eine Randexistenz zu fristen scheint, liegt es dann also doch an der Literatur selbst, an ihrem Mangel an ästhetischer Qualität? Haben wir es etwa mit einer nichtssagenden, trivialen Literatur zu tun, die die Leser abschreckt? (Wobei anzumerken wäre, dass der Blick auf die Literaturlandschaften ringsum zeigt, dass es gerade trivialer Literatur nicht an Lesern mangelt.) Wie dem auch sei, scheuen wir uns nicht, dieses Problem aufzuwerfen und fragen wir nach dem Wert der ungarndeutschen Literatur.

3. Kapitel

Über kritische Wortmeldungen

Im letzten Kapitel hatte ich die Frage aufgeworfen, ob es denn etwa an mangelnder ästhetischer Qualität läge, dass die ungarndeutsche Literatur so wenig Leser findet. Diesem Gedanken sei weiter nachgegangen, indem ich hier zunächst zwei Meinungen von Beobachtern der ungarndeutschen Literatur vorstelle.

Da schreibt ein nur mit Q.S. Zeichnender, also anonym bleiben Wollender, folgendes: *„Rücksichtlich auf die große Anzahl unserer inländischen Deutschen, auf die Menge solcher Leser, denen deutsche Lektüre Bedürfnis*

oder Unterhaltung ist (...) , muß man Ungerns deutsche Literatur geradezu für null erklären. Sechs oder acht Schriftsteller ausgenommen, lieferten die übrigen von jeher nichts als Schofel oder lokale Versuche (...), von denen man kaum außerhalb ihrem Geburtsorte Notiz nimmt ...“ Der Autor geht weiter der Frage nach, weshalb von der deutschen Literatur Ungarns kaum Notiz genommen wird: „Und was kann man dagegen zu unserer Entschuldigung einwenden? Etwa, ‘daß zum Wohlstand, zur Nationalwürde eines Volkes (...) Kultur entbehrlich, und unsere Nation dafür nicht genug empfänglich ist?’ (...) Oder ‘daß unsere Literatur bei der Menge ausländischer deutscher Schriften einer solchen einheimischen Pflege nicht bedarf?’ Aber haben wir denn nicht, wie jedes andere Volk, unsere Eigenheiten? Eine eigene politische und physische Landeskstitution? Eigene Sitten? Eine eigne Tendenz in unserem Staatscharakter? Soll dieß alles der Ausländer besser an uns kennen und zu kultiviren wissen, als wir? Müssen wir uns von ihm sagen lassen, was wir seyn könnten, seyn sollten?“ Als Antwort kommt der Autor zur Schlussfolgerung: „Unsere inländischen deutschen Schriftsteller verstehen nicht zu schreiben. Das ist alles so trocken, so methodisch gezwungen (...) So veraltet steif, so kraftlos, daß es dem Geschmack und Verstand unserer Landsleute zum Ruhm gereicht, dergleichen schaale Kost nicht genießbar zu finden.“ Ein hartes Urteil, das nicht gemildert wird durch die zweite Wortmeldung. Auch hier finden wir als Autornennung nur ein Kürzel. Ein **L.T.** schreibt: „... hier äußern sich die literarischen Versuche (...) in einer bedrückenden Belanglosigkeit der Sprache und der Gedanken; kein Autor, der da einige Zeilen beisteuerte, hat wirklich Talent ...“ Beide Wortmeldungen trennen (fast) 200 Jahre und ganz unterschiedliche Ausgangssituationen und Intentionen. Das erste Zitat ist dem 3. Band der „*Ungrischen Miscellen*“ entnommen (herausgegeben von Johann Karl Lübeck bei Hartleben in Pest 1807). Das zweite Zitat entstammt einer Rezension in den „*Südostdeutschen Vierteljahresblättern*“ (München 4/1974) zur ersten ungarndeutschen Nachkriegsanthologie „*Tiefe Wurzeln*“. Ohne an

dieser Stelle weiter zu verfolgen, dass der frühe Beobachter Q.S. umgetrieben ist von echter Besorgnis um deutsches Schreiben in Ungarn, während L.T. deutlich politische Animositäten erkennen lässt (er schreibt von „*ungehemmter, daher unwahrhafter Dienerei gegenüber den kommunistischen Gewalthabern*“), ist beiden Betrachtungen eigen, dass sie der deutschsprachigen Literatur Ungarns – sowohl im 19. wie auch im 20. Jahrhundert – jedwede ästhetische Qualität absprechen. Haben wir es hier also tatsächlich mit einem wesentlichen und sogar in verschiedenen historischen Entwicklungsräumen stabilen Merkmal ungarndeutscher Literatur zu tun? Natürlich nicht.

In allen Nationalliteraturen finden wir neben wirklich Großem und Bedeutendem immer auch Flaches und Triviales. Und auch die ungarndeutsche Literaturlandschaft ist durch diese Topographie gekennzeichnet. Der Blick auf ihre Entstehungsgeschichte zeigt, dass es ein Wunder wäre, fänden sich hier nicht auch triviale Texte. Blicken wir aber auf das, was seit 1974 in deutscher Sprache in Ungarn geschrieben wurde und wird, entdecken wir sowohl in der Lyrik als auch in der erzählenden Literatur Autoren, die mit ihren Texten durchaus Anschluss an eine anspruchsvolle Literatur gefunden haben.

Freilich haben wir es mit einer „*Minderheitenliteratur*“ zu tun, die sich bei der Gestaltung von Lebensfragen immer in einem Spannungsfeld von (literarischer) Provinz und Weltgehalt bewegt. Die ungarndeutsche Literatur ist bis in die achtziger Jahre weitgehend dadurch gekennzeichnet, dass sie mit den Mitteln ihrer Kunst das Leben einer vergleichsweise kleinen Gruppe, der der nationalen Minderheit der Deutschen in Ungarn, aufgreift und nacherlebbar macht, sich mit ihren Stoffen und Themen also innerhalb eines engeren Zirkels bewegt und insofern Literatur einer „Provinz“ ist. Gleichzeitig jedoch konnte sie an Weltgehalt – und damit an literarischem Profil – gewinnen, indem sie in ihren bedeutenderen Texten über das Einzelne hinauszudeuten verstand und das Allgemeingültige menschlichen Erlebens und Erfahrens aufscheinen ließ. Die Laienautoren der ersten Schreibergeneration in den siebziger Jahren verfügten

natürlich – wie konnte es auch anders sein? – kaum über ausreichende Übung im Umgang mit literarischen Gestaltungsmitteln, und das war ihren Texten auch anzusehen. Aber sie lernten es – angetrieben vor allem von eigener Ungenügsamkeit – mit dem Wort umzugehen. Inzwischen ist die ungarndeutsche Literatur der Kinderstube entwachsen. Nach wie vor findet sie ihren Nährboden in der gemeinsamen Geschichte und dem Erleben der Ungarndeutschen, in den Texten sind jetzt aber zunehmend auch Probleme gestaltet, die Lebensbedingungen und Lebensformen in einem modernen Europa reflektieren.

Die ungarndeutsche Literatur etwa in summa dem Abseits des literarisch Unbedeutenden zuzuordnen, ginge entschieden in eine falsche Richtung.

4. Kapitel

Über die Familie der Schreibenden

Die zwei großen Kriege des 20. Jahrhunderts hatten auch über die Ungarndeutschen schier unermessliches individuelles Leid gebracht, doch erst das dem Zweiten Weltkrieg folgende verhängnisvolle Diktum von der „Kollektivschuld“ und die damit begründeten Zwangsaussiedlungen und Zersiedlungen, die jahrelange Zurückdrängung deutscher Sprache und Kultur stellten die weitere Existenz der deutschen Minderheit in Ungarn grundsätzlich in Frage. So ist denn als eine entscheidende Zäsur im Leben der Ungarndeutschen, Erleiden ebenso einschließend wie schließliche Neuorientierung, das Jahr 1945 zu setzen. Ihre Literatur jedoch erfuhr wirkliche Öffentlichkeit erst drei Jahrzehnte später (!) mit der Anthologie *„Tiefe Wurzeln“*. Die 13 Autorinnen und Autoren dieser 1974 erschienenen Sammlung gehörten fast ausschließlich zum (ansässigen) „schwäbischen Urgestein“. In ihren Texten versuchten sie, ihre Gedanken und Gefühle, Erleben und Erleiden, ihre Sorgen und Hoffnungen zu gestalten und damit ungarndeutschem

Lebensgefühl eine Stimme zu geben. Das, was sie ablieferten, kann mit Fug und Recht als „*ungarndeutsche Literatur*“ bezeichnet werden.

Inzwischen aber hat sich die Zusammensetzung der Familie der Schreibenden nicht unwesentlich verändert. Die Gruppe der 1974er Generation ist bis auf Ludwig **Fischer** verstummt, die gegenwärtigen Autoren sind in einem recht polymorphen Nebeneinander unterschiedlichster Biographien und Bedingungsfelder des Schreibens durch den deutschen Sprachgebrauch „vereint“. Stefan **Raile**, aus seinem in der Batschka liegenden Kindheitsort Waschkut nach dem Krieg zwangsausgesiedelt, hat in Deutschland eine neue Heimat gefunden und schreibt von dort aus Geschichten, in denen sich die gelebte an der erinnerten Heimat reibt. Nelu Bradean **Ebinger** ist aus dem Banat kommend in Budapest heimisch geworden. Er setzt sich in seinen Gedichten und Essays neuerlich vornehmlich mit Problemen des heutigen Ungarns auseinander und überschreitet so entschieden jedwede provinzielle Enge. Auf die Zeit nach der politischen Wende anspielend, antwortet er den Fünfkirchner studentischen Interviewern: „*Heute beschäftigen mich vor allem die sozialpolitischen Entwicklungen bei uns und in Europa, und da versuche ich (...) Stellung zu nehmen.*“ Der Lyriker Robert **Becker**, ein Hoffnungsträger der jungen ungarndeutschen Literatur, wohnt – das zeigt der Blick auf die tatsächliche Lebenspraxis – ganz in seiner ungarndeutschen Identität. Die Gedichte Beckers aber lassen uns einem Ich begegnen, dessen Fühlen und Erleben einem Raum entstammen, der keine regionalen Begrenzungen kennt. Beckers Spuren folgen jene jungen Nachwuchsautoren aus ungarndeutschen Familien, denen (mundartlicher) Sprachgebrauch und Themen der 1974er Autorengruppe das zwar emotional Naheliegende eines leidvollen Erlebens der Großelterngeneration ist, deren Schreiben sich aber in einem eigenartigen Spannungsfeld von Erleben und Sprache bewegt. Gemeint ist damit das im Schreibakt erfolgende Zusammentreffen des Eigenen – des zeitgeborenen „ungarischen“ Erlebens – mit dem zunächst durchaus „Fremden“ – dem oft erst

in der Schule erlernten hochsprachlich Deutschen. Das mundartliche Deutsche war inzwischen – wie der der 1974er-“Gründergeneration“ angehörende **Mikonya** anmerkte – „*von der Muttersprache langsam zur Großmuttersprache*“ geworden, funktionierende Verkehrssprache ist das Ungarische. Robert **Becker** beschreibt zutreffend diese eigenartige Stellung der Jüngeren zwischen den unterschiedlichen Sprachwelten: „... *die Mundart liegt mir am ehesten am Herzen, und die ist meine Muttersprache. Das Hochdeutsche ist für mich eher eine Fremdsprache, die ich aber auch besonders mag. Die mag ich mehr als meine andere Fremdsprache, das Ungarische.*“ Wenn es diese jungen Leute denn nun drängt, sich ihres Fühlens und Denkens in poetischer Form zu entäußern, tun sie das sicherlich anfänglich in ungarischer Sprache. Der individuelle Schreibanlass bei ihnen ist kaum – wie es bei den Autoren in den siebziger Jahren war – etwa vordergründig die Sorge um den Fortbestand der Volksgruppe, sondern viel eher die Befragung des eigenen Ichs. Das ist verständlich und durchaus altersspezifisch. Dieses Ich aber ist ein in der ungarischen Gesellschaft aufgehobenes und bereits weitgehend integriertes Ich. Unter diesen Bedingungen erscheint die literarische Entäußerung in ungarischer Sprache eher als das Normale und das Schreiben in der deutschen Hochsprache als das eigentlich Außerordentliche. Bemerkenswert ist, dass jetzt als Anstoß für die Hinwendung der Jungen zum literarischen Schaffen auch die Begegnung mit der Literatur selbst – und keinesfalls nur mit der deutschen – hinzukommt. Bei Valeria **Koch** war das zu registrieren, **Becker** weiß über seine ersten Schritte in das neue Land zu berichten: „... *ich war 13 Jahre alt, und da war ein ungarisches Gedicht. Ich habe dann etwas geschrieben, und dann war ich selber erstaunt, was das Ergebnis betraf. Das sah aus wie ein Gedicht. Von diesem Tag an, es war der 6. August 1983, schreibe ich mehr oder weniger regelmäßig. Deutsch schreibe ich erst seit 1985.*“ Was die jungen Autorinnen und Autoren allerdings trotz ihrer Integration in die ungarische Gesellschaft wesentlich von jenen ungarischen Altersgefährten unterscheidet, die hin und

wieder ebenfalls Gedichte oder Geschichten in deutscher Sprache verfassen, ist das Bewusstsein ihrer Zugehörigkeit zur deutschen Minderheit und ihre (sich mit zunehmendem Alter herausbildende) Auffassung, dass die deutsche Sprache letztlich doch unverzichtbarer Bestandteil der eigenen Identität ist. Sie sind die potenziellen Nachfolger jener Vertreter einer Autorengeneration (wie Valeria **Koch**, Josef **Michaelis** und andere), die über eine gute intellektuelle Bildung verfügen und die Fähigkeit besitzen, sich in der deutschen Sprache sicher zu bewegen, mit literarischen Formen der deutschen und der ungarischen Literatur umzugehen und die die Schätze der Weltliteratur als Teil des geistigen Erbes begreifen. Bei ihnen liegen die Hoffnungen in Bezug auf das Weiterbestehen einer ungarndeutschen Literatur.

5. Kapitel

Ungarndeutsche Literatur: in deutscher oder auch in ungarischer Sprache?

Im letzten Kapitel war über die Familie der Schreibenden die Rede. Mit Blick auf die jungen Autoren konnten wir einen grundsätzlichen Wandel in der Auffassung über das Verhältnis von Ich und Welt registrieren. Schreiben wird nicht mehr – wie oft bei den älteren Autoren als „gesellschaftliche Aufgabe“, „als Dienst an der Volksgruppe“ verstanden, sondern Schreiben ist für die Jungen vor allem eine Befragung des eigenen Ichs, ist aber auch eine Befragung des Zustandes der modernen Welt. Ich hebe das deshalb nochmals hervor, weil mit der Veränderung des Ich-Welt-Verständnisses natürlich auch ein Wandel in der Wahl der Themen und Stoffe einherging. Für die jüngeren Autoren verloren die rein „volksgruppenspezifischen“ Themen und Stoffe an Bedeutung, Darstellungsgegenstand sind für sie vor allem die Probleme heutiger Lebensbewältigung in einer „erweiterten“ Welt. Das gilt noch mehr für die gleichermaßen wichtige wie interessante Gruppe der schreibenden Immigranten, die – in den letzten Jahrzehnten aus diesem oder dem anderen Teil Deutschlands

gekommen – ihre Themen aus der Konfrontation des mitgebrachten Eigenen mit dem erlebten (Noch-) Fremden gewinnen.

Bis hierhin können wir festhalten, dass das, was seit 1945 unter dem Begriff „*ungarndeutsche Literatur*“ versammelt ist, sich weder ausschließlich festmachen lässt an bestimmten – „volksgruppenspezifischen“ – Themen und Stoffen, noch an einer besonderen familiengeschichtlichen oder geographischen Gebundenheit der Autoren. Davon ausgehend wäre zu schlussfolgern, dass mit dem Begriff „*ungarndeutsche Literatur*“ all **die in deutscher Sprache in Ungarn oder über die Deutschen in Ungarn geschriebenen literarischen Texte** erfasst werden. Aber so einleuchtend eine solch griffige Bestimmung auch sein mag, es bleiben Fragen offen. Erinnern wir uns an Susanne **Breiers** Untersuchung: dort hatten die Jüngeren die Forderung angemeldet, dass die ungarndeutsche Literatur doch besser in **ungarischer** Sprache geschrieben sein solle. Zu Wort hatten sich hier Vertreter jener Generation Ungarndeutscher gemeldet, denen das Deutsche – sowohl als Mundart als auch als Hochsprache – das sprachlich Fremde ist. Nun könnte man ein solches Ansinnen schlichtweg abtun, da es dem Wesen einer ungarndeutschen Literatur zuwiderläuft. Immerhin jedoch äußerten sich hier potenzielle Leser, denen der Zugang zur gemeinten Literatur zumindest erschwert wird, da es ihnen an der notwendigen deutschsprachigen Kompetenz mangelt. Zu warten auf jene Lesergeneration, die durch die sich verbessernde Sprachausbildung – von den Kindergärten bis zu den Minderheitenschulen – auch in der deutschen Sprache „zu Hause“ sind, hieße das nicht, im Grunde auf die gegenwärtige Generation junger Leser weitgehend zu verzichten? Welchen Stellenwert hat also die jeweilige Sprachverwendung für die ungarndeutsche Literatur?

Blicken wir in diesem Zusammenhang auf das Schaffen Márton **Kalász**’, eines wichtigen Autors der Ungarndeutschen. In seinem 1986 erschienenen Roman „*Téli bárány*“ hat er das Leben der Ungarndeutschen ausschnitthaft zum Gegenstand von Literatur gemacht und – das sei unterstrichen – die

Schicksalshaftigkeit ungarndeutscher Existenz in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts authentisch ins Bild gesetzt. Nur eben nicht in deutscher, sondern in ungarischer Sprache. Und so versteht sich Kalász denn auch der ungarischen Nationalliteratur, nicht einer Minderheitenliteratur zugehörig. Bereits 1984 betonte er: *„Ich wollte nicht einen Augenblick meine Herkunft, meine Familie vergessen, schon gar nicht verleugnen. Aber was ich mir vornahm, meinen Platz suchen, konnte ich einzig und allein in der größeren Gemeinschaft, in der ungarischen und in dem Land, das schließlich mein Vaterland ist.“* In Bezug auf die Sprachverwendung ließe sich hier auch die Auffassung des Autors Béla **Bayer** zuordnen, der verallgemeinernd hervorhebt, dass für die ungarndeutsche Literatur allein der Ideengehalt, nicht die jeweils gewählte Sprache wesentlich sei (vgl. Interview Gonda/Hirrmann). Ist dieser Meinung ohne Vorbehalte zuzustimmen?

Wenn wir von der Grunderkenntnis ausgehen, dass Sprache und Identität nicht voneinander zu trennen sind, heißt das auch, dass die deutsche Sprache unverzichtbarer Bestandteil ungarndeutscher Identität ist. So war denn auch, indem man sich diese Auffassung zu Eigen machte, ein wesentliches, wenn nicht das wichtigste Anliegen für die 1974er Autorengeneration, zur Bewahrung der deutschen Sprache und damit zur Bewahrung der ungarndeutschen Identität beizutragen. Mit ihrem Schaffen haben sie das, was Literatur hier vermag, getan, um diesen selbstgestellten Auftrag zu erfüllen. Die durch die heutige Bildungslandschaft in Ungarn inzwischen gegebenen vergleichsweise guten Chancen, ob in den verschiedenen Schultypen oder an Universitäten, sich die deutsche Sprache anzueignen und sie zu pflegen, haben den jungen Ungarndeutschen die Möglichkeit eröffnet, den drohenden Sprachverlust aufzuhalten. Wenn unter den Ungarndeutschen die deutsche Sprache nicht nur auf den Gebrauch in folkloristischen Zirkeln beschränkt ist, verbindet sie den Sprachträger durch den aktiven Sprachumgang in hohem Maße mit seiner deutschen Identität, macht sie ihm als Teil seines originären Selbst immer

wieder bewusst. Ein endgültiger Sprachverlust würde allerdings ein deutsches Identitätsbewusstsein, wenn es sich dann überhaupt noch herstellt, letztendlich allein auf das Erinnerte reduzieren. Das wäre ein Erinnern, das nur noch festmacht am Gewesenen einer im Grunde bereits fremden Welt. So könnten zwar Lieder, Tänze oder auch Bräuche in folkloristischen Nischen überdauern. Die deutsche Sprache fände sich so schließlich entweder in ein exotisches Biotop und damit in die Belanglosigkeit verwiesen oder als sprachliche Variante für den Gebrauch im Berufsleben zweckorientiert eingegrenzt. Der Zusammenhang zwischen lebendiger Sprache und wirklichem Leben wäre dann aber verloren.

Einer Entwicklung hin auf eine ungarndeutsche nur ungarischsprachige Literatur das Wort zu reden, hieße, den engagiert vorgetragenen Anspruch der 1974er Autorengeneration auf eine individuell originäre und gesellschaftlich anerkannte deutsche Identität der Angehörigen der Volksgruppe aufzugeben und damit ihr literarisches Schaffen als historisch überholte Randnotiz abzutun. Das aber liefe den wirklichen historischen Erfahrungen und Einsichten zuwider. Deshalb ist es im Interesse der Ungarndeutschen eine wesentliche Aufgabe auch der heutigen Autoren, an einer deutschsprachigen Literatur festzuhalten. Diese Aufgabe stellt sich auch deshalb, weil eine deutschsprachige Literatur in Ungarn nicht nur das Sprachbewusstsein erhält, was schon viel wäre, sondern in hohem Maße sprachpflegerisch wirkt, indem sie **die Schönheit der deutschen Sprache** zur Wirkung bringt und nicht zuletzt dadurch auch die **emotionale Bindung** an die eigene Nationalität fördern kann. Das aber vermag eine Literatur, die sich zwar „ungarndeutschen“ Themen – was immer das in der Zukunft auch sein mag – widmet, aber allein die ungarische Sprache benutzt, eben nicht leisten!

6. Kapitel

Blick auf die Anfänge

Eine wie die von mir in den bisherigen Kapiteln vorgenommene Problematisierung ungarndeutschen Schreibens finden wir bei den „Geburtshelfern“ einer neuen ungarndeutschen Literatur nach 1945 begrifflicherweise noch nicht. Die Publikationsmöglichkeiten in der ungarndeutschen Monatszeitschrift „*Freies Leben*“ (1954-1956), der „Neuen Zeitung“ (seit 1957) und im „*Deutschen Kalender*“ (seit 1957) sowie die seit Anfang der sechziger Jahre durch das Rundfunkstudio Fünfkirchen mal in der Mundart, mal in hochsprachlichem Deutsch ausgestrahlten Gedichte, Märchen und Schwänke stellten einen wichtigen Beginn dar. Diese frühen Versuche zeigen, wie nach und nach und mit unterschiedlichem Schrittmaß eine veränderte literarische Landschaft besiedelt wurde. Von einer in sich geschlossenen ungarndeutschen Literatur war freilich noch nicht zu sprechen. Ebenso fehlte es – trotz vorhandener und zumeist zustimmender Publikumsreaktionen – an einer die Autoren beflügelnden literarischen Öffentlichkeit. Die in den fünfziger und sechziger Jahren Schreibenden – wie z.B. Georg **Fath**, Johann **Herold**, Josef **Kanter** oder Georg **Wittmann** – mussten eine Resonanz bei Lesern noch weitgehend vermissen. Deshalb entsprach die in der „*Neuen Zeitung*“ 1972 veröffentlichte Forderung Friedrich **Wilds** nach einer „*bodenständigen 'eigenen' Literatur*“ und nach breiterer Öffentlichkeit nicht nur dem kulturpolitischen Anliegen des „*Verbandes der Ungarndeutschen*“, sondern eben auch dem individuellen Interesse der Autoren. Das Echo auf den schließlich vom Verband und von der „*Neuen Zeitung*“ 1973 initiierten Schreibwettbewerb „*Greift zur Feder!*“ (es gab deutlich mehr Einsendungen, als man bisher Schreibende registriert hatte) verweist auf zwei mir wesentlich erscheinende Aspekte: Erstens war dieser Aufruf ganz offensichtlich als Startschuss gehört worden, das lange und quälende Schweigen endlich beenden und über ungarndeutsche Befindlichkeit sich öffentlich und in deutscher Sprache mitteilen zu können. Zweitens zeigte sich im engen Zusammenhang damit, dass die Schreibanlässe keineswegs allein dem Wunsch

entsprachen, sich literarisch zu entäußern. Allein die Tatsache, dass wohl die meisten der Einsender nie zuvor versucht hatten, Gedichte oder Erzählungen zu verfassen, deutet darauf hin, daß die jeweiligen Schreibanlässe eher im Außerliterarischen zu suchen sind. Ludwig **Fischer** bringt es auf den Punkt, wenn er 1990 rückschauend schreibt: „... *man brachte gleichgesinnte Leute an einen Tisch, Sonntagsdichter, die wir alle waren. Wir hatten ja fast alle den gleichen Werdegang. Es ging nicht um Literatur, um die literarische Landschaft, es ging bei uns um die Wahrung der deutschen Identität.*“ Freilich hebt dieses Bekenntnis keinesfalls auf, dass es natürlich auch um Literatur ging. Denn warum sonst schreibt einer ein Gedicht, einen Schwank, eine Erzählung statt eines Zeitungsartikels? Das eigentlich Überraschende – und unter Beachtung der zeitgeschichtlichen Umstände wiederum durchaus Verständliche – war die Bewertung, die diese ersten laienhaften Versuche bei ungarndeutschen Beobachtern erfuhren. Überraschend deshalb, weil der Blick auf die ästhetische Qualität der Texte jener für die erste Nachkriegs-Anthologie „*Tiefe Wurzeln*“ (1974) ausgewählten 13 Autoren zeigt, welcher Optimismus dazu gehörte, wenn die Herausgeberin Erika **Áts** fast euphorisch versprach, dass eine Literatur entstehen solle, „*die mit der Zeit auch an die große Literatur heranreicht*“. Etwas einschränkender äußert sich zehn Jahre später Béla **Szende**, einer der frühen Mentoren der ungarndeutschen Literatur: „*Die Frage nach der Perspektive der ungarndeutschen Literatur läßt sich wohl optimistisch beantworten, wenn man Alter und Fertigkeiten der sich **neu** anschließenden Autoren betrachtet.*“ Hier reiht sich im gleichen Jahr auch der Literaturkritiker Helmut **Rudolf** ein, indem er schreibt: „*...diese im Erneuerungsprozeß stehende Literatur ist noch nicht an die Grenze ihrer Möglichkeiten gestoßen.*“ Diese Wortmeldungen zeigen, dass Übereinstimmung bestand in Bezug auf Standort und Zukunftsprognose jener Anfänge von 1974. Und obwohl nicht ausdrücklich hervorgehoben, wurde als entscheidendes Kriterium, diesen Anfängen zwar literarische Begrenztheit, zugleich aber auch Entwicklungschancen zu

bescheidenen, die ästhetische Qualität der Texte genommen. Das sei an dieser Stelle deshalb betont, weil sich in der Folgezeit sowohl Autoren als auch eine väterlich-wohlwollende Literaturkritik gegenüber ästhetischen Werturteilen eher distanziert verhielten.

Wortmeldungen, die über die ungarndeutsche Literatur der siebziger Jahre weit weniger freundlich urteilten, kamen in jener Zeit fast ausschließlich von außen. Talentlos, primitiv und „*beflissen kommunistisch*“ sind z.B. die in dem schon erwähnten Beitrag von L.T. (1974) verteilten Prädikate für die Texte der Anthologie „*Tiefe Wurzeln*“. Was sich in dieser Kritik zeigt, ist – von der politischen Animosität einmal abgesehen – das fehlende Verständnis für das konkrete Schaffensumfeld der Autoren und vor allem für den historischen Platz dieser Literatur. Denn gerade eine Minderheitenliteratur, deren Texte – wie das in jenen Jahren bei der ungarndeutschen der Fall war – in einem hohen Maße politischen Spannungen entspringen und diese reflektieren, kann eben nicht **nur** unter ästhetischem Gesichtspunkt, sondern muss auch unter Einbeziehung des gesellschaftlichen Umfeldes und ihres Anteils an den Bewegungen ihrer Zeit bewertet werden. Wird jedoch nur der jeweils eine Aspekt hervorgehoben, sind Verzeichnungen des Bildes eine zwangsläufige Folge.

7. Kapitel

Über tiefe Wurzeln und neue Triebe

Diejenigen, die da in den fünfziger bis in die siebziger Jahre Gedichte, Schwänke und Erzählungen schrieben, waren gewiss Literaturfreunde, im Fach „Schreiben von Literatur“ jedoch waren sie Laien. Das weisen ihre Lebensläufe aus, und das betonten sie selbst immer wieder. Wenn wir nun wissen, dass sich unser Nachbar nach seinem wohlverdienten Feierabend oft bis spät in die Nacht hinein Seite um Seite einer Geschichte abringt: macht das nicht neugierig auf das, was ihn zu einem solch seltsamen Tun treibt? Und außerdem: woher weiß denn dieser nebenberufliche Verseschmied, wie Satz an Satz zu fügen ist, damit

schließlich einmal ein streng geformtes Gedicht, ein andermal eine lustige Dorfgeschichte entsteht? Hat er Vorbilder, nach denen er sich richtet, oder erfindet er etwa eine völlig neue Literatur?

„Das sind nur Scheinfragen“, wird jetzt jeder Leser protestieren, denn natürlich weiß man, dass die Literatur eines bestimmten Zeitraumes, so neu ihr Kleid auch aussehen mag, Kind einer Großfamilie mit einer weit zurückreichenden Ahnenreihe ist. Und die Kleider des Kindes haben zwar einen neuen Schnitt oder neue Knöpfe, aber der Stoff, aus dem das Ganze geschneidert wurde, ist gewoben aus einem gut Teil alter Fäden. – Alles Selbstverständlichkeiten? Gewiss. Aber gerade um diese „Selbstverständlichkeiten“ ging der Streit zwischen Autoren und Kritikern in den siebziger Jahren. Streitpunkt waren die unterschiedlichen Auffassungen darüber, ob die ungarndeutsche Nachkriegsliteratur an eine lange Ahnenreihe anschlüsse, oder ob ihre Autoren nicht doch etwas völlig Neues schufen.

Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist, dass mit dem Titel der ersten ungarndeutschen Nachkriegs-Anthologie – „*Tiefe Wurzeln*“ – ganz bewusst auf die im Vergangenheitlichen liegenden „Urgründe“ verwiesen wurde. Gemeint waren hier aber nicht die literarischen Traditionen, sondern hervorgehoben wurde mit dem Titel die Verwurzelung der Ungarndeutschen im historischen Geschehen. Nun haben wir es bei den Schreibern von Gedichten und Geschichten wohl nicht mit Historikern, sondern mit Literaten zu tun, und da ist eher die Beantwortung der Frage nach dem „literarischen Woher“ interessant. – Auf die Wurzeln der Literatur der Ungarndeutschen verwies denn auch János Szabó, ihr unbestechlicher und im besten Sinne wohlmeinender Kritiker: „*Die ungarländische deutsche Literatur hat weitreichende, tiefe Traditionen. Wer das Gegenteil behauptet, muß das jahrhundertelange literarische Schaffen von Hunderten außer Acht lassen (...). Es erübrigt sich (...) hier Namen, Werke, Tendenzen anzuführen, das haben wir Literaturhistoriker (...) oft (ja bestimmt nicht oft genug) getan.*“ Darauf entgegnete recht streitbar Georg Wittmann,

einer der 1974er Autoren, dass ja wohl „im Kreise der heutigen und hiesigen Ungarndeutschen sicherlich keine zehn, hundert (...) den Großteil von Hunderten auf schöngeistigem Gebiet einst schaffenden Nationalitätenautoren im Territorium des heutigen Ungarns kennen und gelesen haben“. Und er fährt fort: „Worauf hätten wir heute und hier in Deutsch Schreibenden eine fortschrittliche, dem ungarländischen Deutschtum jetzt dienende Nationalitätenliteratur aufbauen können? Auf einige genannte Namen, deren Gesamtwerk dem Lesepublikum heute nicht zugänglich ist? (...) In Unkenntnis (...) fortschrittlicher Traditionen auf schöngeistigem Gebiet (...) **schaffen wir etwas Neues, noch nicht Dagewesenes ...**“.

Der Streit war im Grunde unnötig, da hier ganz unterschiedliche Argumentationsebenen aufeinanderprallten. **Szabó** verweist auf die tatsächlich vorhandenen literarischen Wurzeln. Ein Traditionszusammenhang zwischen der älteren und der jüngeren ungarndeutschen Literatur ist vor allem dadurch gegeben, dass ungarndeutsches Schreiben – ob im 19. oder im 20. Jahrhundert – sich nährt vor allem aus einer Quelle: aus dem Bewußtsein der nationalen Identität. Das aber ist nur die eine Seite, denn ob beim Neuanfang 1974 Traditionslinien aufgenommen wurden oder nicht, hing nicht vom objektiven Traditionszusammenhang, sondern ausschließlich vom **subjektiven Traditionsverständnis** der Autoren ab. **Wittmann** ist nämlich zuzustimmen, dass es schlicht fehlendes Wissen über ungarländisches deutsches Schreiben in der Vergangenheit war, das eine Weiterführung bestimmter innerliterarischen Traditionen verhinderte. Sein selbstbewusster Anspruch, „*Neues, noch nicht Dagewesenes*“ zu schaffen, gründet sich auf diesen Zusammenhang, das eigentlich Neue jedoch ist woanders zu suchen.

Dieses Neue, das ja einen Bruch mit Bisherigem in der Literatur in Anspruch nimmt, ist keinesfalls nur mit der subjektiven Ausstattung der Autoren – also mit dem von Wittmann gemeinten Nichtwissen – zu begründen. Das Neue hat vielmehr seine Ursachen in den besonderen Koordinaten deutschsprachiger

Literaturlandschaft in Ungarn nach 1945. Denn das „*noch nicht Dagewesene*“ für die Literatur der Ungarndeutschen war, dass die einer dörflichen Lebenssphäre entstammenden „Schwaben“, die in der von einer Schicht städtischer deutschsprachiger Intellektuellen getragenen ungarländischen Literatur des 19. Jahrhunderts – wenn überhaupt – nur als Beobachtete und Beschriebene am Rande Platz fanden, jetzt sogar zu Autoren geworden waren. In ihren Texten werden die bisher kaum beachteten dörflichen „Schwaben“ zu agierenden literarischen Figuren, Erlebens- und Entfaltungsraum der neuen „Helden“ ist allein das angestammte soziale Umfeld der neuen Autorengruppe. Es liegt auf der Hand, dass damit auch eine neue Zielgruppe zur Wesenseigenschaft ungarndeutscher Literatur nach 1945 wurde. Die jetzt anderen, neuen Stoffe und Themen der Texte zeigen, dass die Autoren zunächst eine vorwiegend dörfliche Leserschaft anzusprechen versuchten. Sie schrieben also für Leser, die bis dahin wohl kaum zum Stammpublikum schöngestiger Literatur gehört hatten. – In **dieser Topographie der Literaturlandschaft** liegt das entschieden „*Neue, noch nicht Dagewesene*“ einer deutschsprachigen Literatur Ungarns.

8. Kapitel

Die Dorfgeschichten

Im letzten Kapitel war von den literarischen Traditionen der ungarndeutschen Literatur die Rede. Wenn in diesem Zusammenhang von einem Traditionsbruch zu sprechen war, bezog sich das ausdrücklich auf die Nichtaufnahme des Erbes der deutschen, weitgehend städtisch geprägten bürgerlichen Literatur im Ungarn des 19. Jahrhunderts. Daneben nämlich lässt sich ein Strang der Transformation erkennen, der in gewisser Weise eine Fortführung des Überkommenen darstellte. Denn aufgenommen und weitergeführt wurde durch die 1974er Autoren die Tradition der vornehmlich mündlich überlieferten Schwänke, Legenden und Geschichten aus dem dörflichen Leben. Nun ist der historische

Stellenwert der ungarndeutschen Literatur nach 1945 keinesfalls etwa in der Weiterführung dieser oder jener literarischen Traditionen zu suchen. Die ungarndeutsche Nachkriegsliteratur ist Reflektor des veränderten gesellschaftspolitischen und geistig-kulturellen Umfeldes, und ihr historischer Rang wird weitgehend durch die Art und Weise, wie sie auf diese Veränderungen reagiert, bestimmt. Das aber, was sie grundsätzlich von der ungarländischen deutschsprachigen Literatur vor 1945 unterscheidet und worin ihre eigentliche **literarhistorische Bedeutung** liegt, ist die ihr eigene – für die bisherige ungarndeutsche Literatur völlig neue – Besetzung des Feldes von Autor, Werk und Leser. Das bedeutete zugleich, dass in den meisten Texten das **Dorf** zum Handlungsraum der Figuren wurde. So wird denn auch der ungarndeutschen Literatur von der Literaturwissenschaft zumeist das Etikett „*Dorfliteratur*“ angehängt, leider oft abschätzig gemeint. – Ja, viele Texte der 1974er Autorengeneration sind der „*Dorfliteratur*“ zuzuordnen, aber – und das erscheint mir wichtig – es ist eben keine Literatur städtischer intellektueller Beobachter über das Dorf, sondern – um es auf eine Kurzformel zu bringen – es ist eine Literatur aus dem Dorf über das Dorf für das Dorf.

Die Tradition der Dorfgeschichten wurde von den Autoren als Teil des Eigenen begriffen, dem sie sich verpflichtet fühlten. Erinnerung sei hier vor allem an die Sammlung „*Iwr tes lacha onsri Schwowa*“ („*Dorfgeschichten*“) von Paul **Schwalm** aus dem Jahre 1981, aber auch an das, was **Mikonya** beigesteuert hat, zuletzt bisher in seiner Anthologie „*Krähen auf dem Essigbaum*“ (1994) oder an die Mundartgeschichten Franz **Szieberts** in seinem Buch „*Unzuverlässig?*“ (1998). Vor allem Mikonyas und Szieberts Dorfgeschichten stehen in enger Verwandtschaft zur Tradition der Kalendergeschichten. An das Schaffen des Bayern Oskar Maria Graf erinnert das Bemühen der beiden Autoren, mit kräftigen Strichen gezeichnete Originale als Vertreter einer lebensprallen dörflichen Welt handeln zu lassen, um sie so einem Erinnern zu bewahren. Obwohl in Szieberts Geschichten nicht nur eine längst vergangene Zeit, sondern

auch die jüngere Nachkriegsphase in den Blick genommen wird, sind all seine Figuren im Grunde „Urtypen“ einer gewesenen dörflichen Welt. „Brauchweib“, „Kotziehelmacher“, Schäfer, Nachtwächter oder Kleinrichter agieren entsprechend ihrer traditionellen sozialen Rolle im Dorf und lassen Szieberts Intention erkennen, wie in einem Kaleidoskop an das solidarische Miteinander in einer heilen dörflichen Gemeinschaft zu erinnern. Es sind beileibe nicht alle „Mundartgeschichten“, die sich in den erwähnten Anthologien Szieberts und Mikonyas versammelt finden. Aber auch in den hochsprachlichen Texten übermitteln mundartliche Redeteile, regionaltypische Namensgebungen und die Satzstrukturen eine Sprachmelodie, die der Mundart nahekommt. Bei Sziebert hat die Verwendung der Mundart entscheidenden Anteil daran, den Zusammenhang von nationaler Identität, Heimat und Sprache hervortreten zu lassen. Dieser Zusammenhang wird auch in Mikonyas Geschichten hergestellt, seine Figuren jedoch sind grundlegend anders gezeichnet. Statt der Sziebertschen „Urtypen“ finden wir bei Mikonya unverwechselbare Charaktere, die sich in unterschiedlichen, historisch konkretisierten Situationen zu bewähren haben. Mit nachvollziehbar liebevoller Anteilnahme rückt der Autor mit seinem „*Struwü*“ das Schicksal der Dorfarmut in die Erinnerung, „*Liesl*“ und „*Juli B.*“ werden in ihrem sozialen Status als junge Bäuerinnen charakterisiert, deren Anspruch auf Liebe an der Unmenschlichkeit des Kriegsgeschehens zerschellt. An der Schwelle zu einer neuen Zeit, die Bewährung in schicksalhaften Umbruchssituationen fordert, stehen der „*Fuhrmann der Armen*“ und die herrische alte Bäuerin Widmer („*Die Widmers und die Grecks*“). Kennzeichnend für die Zeichnung all dieser Figuren ist es, dass ihr Charakter plastisch hervortritt aus dem Zusammenspiel ihrer sozialen Gebundenheit mit den Herausforderungen der Zeit.

Indem diese Dorfgeschichten Eingang in die ungarndeutsche Literatur seit 1974 erhielten, wurde gewesenes dörfliches Leben nicht nur schlechthin dem drohenden Vergessen entrissen, sondern sie bildeten für die Leser einen

literarischen Ort, der es ihnen ermöglichte, sich in ihrer Identität wiederzufinden. Reaktionen des Publikums in Lesungen zeigen zudem, dass diese Geschichten nach wie vor nichts an ihrer Beliebtheit eingebüßt haben. Der Stellenwert jener Texte für die ungarndeutsche Literatur ist nicht in erster Linie an ihrer ästhetischen Qualität oder an Kriterien wie etwa „Weltgehalt“ oder „Provinzialismus“ zu messen, sondern an ihrer Unmittelbarkeit, an ihrem identitätsstiftenden Potential und an ihrer Bedeutung für die Pflege des historischen Erbes der Mundart(en). Hier liegt der unbestreitbare Verdienst der Autoren. Ihrer sammelnden und neuschöpfenden Arbeit ist es zu danken, dass auch zukünftige ungarndeutsche Leser auf einen Fundus zurückgreifen können, in dem sie eben **auch** ihre Wurzeln entdecken können.

9. Kapitel

Tie Sproch gfune

„*Tie Sproch wiedergfune*“ ist der Titel einer 1989 erschienenen Anthologie von Texten in verschiedenen (ungarndeutschen) Mundartvarietäten. Fortgesetzt findet sich hier der optimistische Grundton der siebziger Jahre. Wie aus quälenden Fesseln erlöst schrieb man deutsch, wie „*einem der Schnabel gewachsen war*“. In dem Bekenntnis zur lange Zeit zurückgedrängt gewesenen eigenen Sprache, hier zuvörderst die Mundarten meinend, zeigt sich in Bezug auf die verloren gehende Sprachform noch ein Optimismus, der vielleicht doch nur noch ein Singen in der Dunkelheit war. Andererseits war diese Zuversicht, wenn sie sich auf die generelle Möglichkeit zur Artikulation der Probleme der nationalen Gruppe bezog, durchaus berechtigt und vor allem eine in ihrer Wichtigkeit nicht zu unterschätzende innere Haltung der Autoren, die, diesen Optimismus über ihre Texte ausstrahlend, den Angehörigen der Volksgruppe den Mut zur Rückbesinnung auf ihre nationale Identität gaben. In diesem Kontext kommt der ungarndeutschen Literatur jener Jahre eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zu. Sie hat ihren Teil dazu beigetragen, dass sich

heute die Volksgruppe formiert hat, selbstbewusst über ihre Vertretungen ihre Ansprüche anmeldet und als nationale Gruppe in Ungarn nicht nur nach innen, sondern auch nach außen zu wirken vermag. Wenn man den Anfängen der ungarndeutschen Literatur nach 1945 jedoch einen wirklich zutreffenden Titel geben wollte, so müsste richtiger stehen „*Tie Sproch gfuné*“, nicht „*wiedergfuné*“! Denn die Autoren der siebziger Jahre durchbrachen erstmals die seit drei Jahrhunderten herrschende „Sprachlosigkeit“ der ungarndeutschen dörflichen Bevölkerung. Sie eigneten sich mutig die Sprache an, Erlebtes und Erlittenes wird von den Betroffenen jetzt auf der Ebene gedanklicher Reflexionen und in einer „höheren“ Sprachform selbst artikuliert. In diesem Mut zur Sprache, und das meint den Mut zum Aussprechen, liegt m.E. eine wesentliche Bedeutung des Aufbruchs der siebziger Jahre.

Überzeugend setzt Márton **Kalász** in seinem Roman „*Téli bárány*“ diesen Aufbruch ins Bild. In der Figur des Bauern Paul Probst zeigt er einen grüblerischen, nachdenkenden und reflektierenden Menschen, der zwar im Reflektieren nicht über ein Alltagsbewusstsein hinausgelangt, sich aber bemüht, Erlebtes nachdenkend zu erklären und zu vertiefen. Sein Nachdenken bleibt an den Zirkel seiner bäuerlichen Erlebenswelt gebunden, zu Abstraktionen ist er kaum in der Lage. Deutlich aber reicht er über eine rein vegetierende Lebensform hinaus. Die Fähigkeit, seine Gedanken angemessen sprachlich auszudrücken, besitzt er jedoch nicht: „*Probst versuchte erstmals, mit jemandem über Franz im Vertrauen zu reden. Aber er hatte wiederum das Gefühl, wie seinerzeit unter seinen Kumpeln: Zweifel darüber, ob die vom Schöpfer ihm zugemessene Redeweise denn geeignet wär, das auszudrücken, was ihm auf der Seele lag.*“ Bei Kalász durchbricht schließlich der junge Andreas Mess die lähmende „Sprachlosigkeit“ der dörflichen „Schwaben“, er wird zum Schriftsteller. Der Autor lässt seine Figur zwar zur Fähigkeit des Sich-Aussprechens finden, die Sprache aber, in der sich seine Figur äußert, ist die ungarische. So klingt der Roman durch den Verzicht des Andreas Mess auf

die Muttersprache letztlich denn doch mit der Aufgabe eines wesentlichen Teils deutscher Identität aus. Für Kalász jedenfalls scheint das Ungarische die einzig annehmbare Möglichkeit zu sein, ungarndeutscher Befindlichkeit in Ungarn ein Forum zu verschaffen.

Die Autoren, sich zur „eigenen Sprache“ durchringend, suchten natürlich nach ihnen gemäßen Vorbildern, damit denn doch bewusst literarischen Traditionen nachspürend. Es ist von Szabó, Szende und anderen wiederholt unternommen worden, am Beispiel des Schaffens in den siebziger und achtziger Jahren aufzuzeigen, welche Anlehnungen sich erkennen lassen. Das Ergebnis dieser Untersuchungen verweist im wesentlichen auf zwei Stränge innerliterarischer Vermittlung: Erstens liefern Vorbilder sowohl die deutsche als auch die ungarische Nationalliteratur, eine deutschsprachige Literatur Ungarns bleibt – bis auf die bereits erwähnte Ausnahme – ausgeschlossen. Bei dieser Transformation bleibt es im wesentlichen auch in den Folgejahren. Hinzu kommt bei den jüngeren Autoren, beginnend mit Valeria Koch, als zweite Ebene der Vermittlung die Bezugnahme auf Autoren der Weltliteratur. Freilich konnte sich die Suche nach literarischen Vorbildern nur an dem orientieren, was zu einem sich erst sukzessive angeeigneten Bildungsgut der damals Schreibenden gehörte. Die Laien-Autoren der siebziger Jahre standen der reichen literarischen Tradition deutschsprachiger Länder eher fremd gegenüber; fast noch stärker gilt das für ihr Verhältnis zur aktuellen („modernen“) Literaturwelt. Sich dieses Defizits durchaus bewusst, suchten sie – jeder für sich – nach Mustern für ihr eigenes Schreiben und dabei – wie Fischer anmerkt – nach einer literarischen „Welt, in der wir uns wohl fühlten, in der wir uns immer zurechtfinden konnten.“

10. Kapitel

Suche nach Vorbildern auf dem Weg zum Neuen

Als gewisse Last erwies sich, dass mit dem Neubeginn 1974 den Autoren ein Aufgabenpaket geschnürt wurde, an dem sie schwer zu tragen hatten. „*An der Wiege der ungarndeutschen Literatur*“ (so der Titel eines Konferenzberichts von Johann Schuth 1977) wurde ihnen der Auftrag erteilt, „*Wegweiser, Lichtbringer, Kritiker und Tröster ihres Publikums sein zu müssen*“ und „*Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft*“ zu übernehmen, „*Vergangenheitsbewältigung und Gegenwartsformung*“ ebenso zum Gegenstand ihres Schreibens werden zu lassen wie die „*Suche nach einer Identität*“. Der ungarndeutsche Autor wurde so zum Volkserzieher erhoben, unberücksichtigt dabei blieb, ob er denn dieser Aufgabe auch gewachsen war. Selbst unter Anerkennung der Tatsache, dass die an die Literatur herangetragenen Erwartungen zum großen Teil auch den eigenen Vorstellungen der Autoren entsprachen, wurde jedoch von außen ein Kanon erstellt, der von nun an die Auffassung festschrieb, was unter „ungarndeutscher Literatur“ zu verstehen sei. Es wurden Forderungen angemeldet, die von der Überzeugung ausgingen, dass es eine direkte Wirkung von Literatur auf das politische und kulturelle Leben der Volksgruppe geben könne. Es erwies sich im weiteren durchaus als problematisch, dass damit die ungarndeutsche Literatur einem hohen Erwartungsdruck ausgesetzt wurde, die gesellschaftliche Funktion ungarndeutscher Literatur verabsolutiert und ihre ästhetische Funktion dagegen als weniger bedeutend erachtet wurde. Dem Wesen von Literatur wird man natürlich nicht gerecht, wenn sie darauf eingeschränkt bleibt, Antwortgeber auf einen ganz bestimmten Kreis gesellschaftlicher Fragestellungen sein zu sollen. Im nachfolgenden widerspruchsvollen Umgang vor allem der älteren Autoren mit dem Problem ästhetischer Bewertung ihrer Texte zeigt sich, wie schwer die in den siebziger Jahren aufgenommene Hypothek abzutragen ist.

Andererseits jedoch war es unbestreitbar gerade dieser gesellschaftliche Auftrag, der den Autoren der siebziger Jahre den Mut gab, aus der Sprachlosigkeit aufzutauchen. Ihr Mut gründete sich nicht zuletzt darauf, dass

ein eminenter Leidensdruck ebenso vorhanden war wie die Sorge, dass das gewesene Sein der Ungarndeutschen – in allem Facettenreichtum – dem Vergessen anheimfallen könnte. Es war dieses ganz spezifische Bedingungsgeflecht, das die Autorenposition der 1974er bestimmte. So war denn die endlich gefundene Sprache Instrument der Vermittlung historischer Wahrheit, wenig Platz nahm unter diesen Bedingungen der Ehrgeiz ein, die Sprache als Mittel der Kunst zu betrachten.

Um einen Gedanken aus dem Kapitel 9 nochmals aufzugreifen: Ohne literarische Vorbilder kamen die Autoren freilich nicht aus. Nach den Großen in der Literatur ging ihre Suche dabei begreiflicherweise zunächst nicht. Zutreffend ist wohl, dass richtungsweisend die eigenen Lektüreerfahrungen waren, nicht aber etwa der bewusst verwertende – weil ihnen fremde – Umgang mit einem von der Literaturwissenschaft erstellten Kanon von „hochliterarisch“ Lesenswertem. Die Auswahlkriterien, sich dem einen oder dem anderen Autoren näher zu fühlen und in ihm ein „Vorbild“ für die eigene Gestaltung zu finden, entstammten dem gesellschaftlichen Auftrag, vor allem aber auch den eigenen Intentionen ihres Schreibens und ihrem Verständnis von Literatur. Die mit dem Schreibanlass verbundene erzieherische Grundhaltung und – davon untrennbar – das Streben nach „Verständlichkeit“ orientierten sich an ihrer Zielgruppe. So erklärt sich der Zugriff auf solche deutschsprachigen Autoren, die in der Literaturwissenschaft als „volkstümlich“ bezeichnet werden oder als „Heimatsdichter“ bekannt sind. Aus gleichen Gründen orientierte man sich vor allem an einer „vaterländischen“ ungarischen Literatur. Fischer, hier stellvertretend für die Bekundungen nicht weniger anderer Autoren genannt, schreibt: *„Und wenn wir Zeit hatten, durchstöberten wir auch Dachböden nach deutschen Zeitungen und Kalendern. (...) Ein Bändchen von Heine, Rosegger oder Grimm zählte zu unseren teuersten Schätzen. (...) Dienen wollten wir mit unserem Schreiben, wie es in der ungarischen Literatur Kölcsey und Petöfi getan haben.“* Die Suche der 1974er Autoren nach ihnen gemäßen Vorbildern

bildete die Grundlage dafür, dass sie und die Nachrückenden sich schließlich eine sich Schritt für Schritt erweiternde geistig-kulturelle Landschaft erschlossen, aus der sie ihre Anregungen für das eigene Schaffen empfangen. Das schloss selbstverständlich auch den Zugriff auf die **ungarische** Nationalliteratur ein. Kritiker außerhalb Ungarns, die das als „*Fehlleistung*“ bewerteten, zeigten ein zumindest eigenartiges Literaturverständnis. Nur in der produktiven Auseinandersetzung mit der Vielfalt des literarisch Aufgehobenen und mit der Vielfalt poetischer Sprachwelten war und ist schließlich Provinzialität und ästhetische Begrenztheit zu überwinden.

Bei den jüngeren Autoren erweitert sich mit der unter nun günstigeren Bedingungen angeeigneten Bildung das Blickfeld, vornehmlich die Lyriker suchen nach neuen Horizonten. In der sich abzeichnenden positiven Tendenz im Traditionsverhältnis der Autoren liegen wesentliche Chancen ungarndeutschen Schreibens in der Zukunft. Denn die immer wieder fast beschwörend geforderte Eigenständigkeit deutschen Schreibens in Ungarn und der damit ja zugleich verbundene Auftrag an die Literatur, zur Bewahrung der Eigenständigkeit der Deutschen in Ungarn beizutragen, können im neuen Jahrhundert mit seinen andersgearteten Anforderungen an das Ich ohne die Erweiterung des ideellen Horizonts nicht glaubhaft literarisch umgesetzt werden. Wenn denn je ein „gemeinsames Haus Europa“ bezogen sein wird, das sich irgendwann in anderen Strukturen als den von Nationalstaaten organisiert hat, ist die wünschenswerte Erhaltung einer „neuen“ Eigenständigkeit und Originalität der Deutschen fern des „Mutterlandes“ nicht allein in der Konservierung des aus der Geschichte Überkommenen und nicht in der Abgrenzung, sondern nur in einem sich gegenseitig gleichermaßen anerkennenden wie befruchtenden vielfältigen Miteinander denkbar.

11. Kapitel

Heimatliteratur (1)

Schon in der Anthologie „*Tiefe Wurzeln*“ zeigt sich, dass eine tief verwurzelte Heimatgebundenheit „Urgrund“ sowie Stoff und Gegenstand der ungarndeutschen Literatur ist. „*Heimatliteratur*“ und „*Dorfliteratur*“ aber scheinen Reizwörter in der ambitionierten Literaturwissenschaft zu sein. Verbunden mit ihnen wird oft das Bild einer „*anspruchlosen, regional orientierten Kleinkunst, deren Merkmale Konservatismus, Traditionsorientierung, Gebrauch (...) 'volkstümlicher' Formen und Motive, Lobpreis 'ewiger Werte', Heimat- und Brauchtumpflege, Erhebung dörflicher oder kleinstädtischer Provinz zum gültigen Sozialmodell,*“ sei und die „*ausschließliches und einseitiges Interesse für die eigene Vergangenheit*“ zeige. So zutreffend diese Beschreibung auch ist, sofern sie auf eine eher triviale Heimatliteratur zielt, so sind für die ungarndeutsche Literatur doch einige präzisierende bzw. korrigierende Bemerkungen hinzuzufügen.

Zunächst sei festgestellt, dass die betonte Hinwendung zur Heimat in der ungarndeutschen Literatur ihre Ursache keineswegs in einer nostalgischen Haltung schlechthin hat, die etwa das erinnerte Gewesene eigener Jugendzeit der Autoren zu einer heilen Welt zu verklären versucht. Die Ursache liegt vielmehr darin, dass im Schicksal der Volksgruppe das Heimatproblem als Existenzfrage von besonderer Brisanz erfahren wurde. Die von den Vorfahren unter unsäglichen Mühen und durch eine materielle und ideelle Werte schaffende Arbeit errungene neue Heimat in Ungarn wurde im Nachkriegsungarn durch die Aus- und Umsiedlungen in Frage gestellt. Das aber bedeutete für die Betroffenen (und das waren drei Generationen) den drohenden oder tatsächlichen Heimatverlust. Es war dieses leidvolle Erleben, das den Autoren der siebziger Jahre es als individuelles Anliegen und zugleich als gesellschaftlicher Auftrag im Sinne der Volksgruppe unabdinglich erscheinen ließ, ihren Beitrag zu leisten, um die Heimat „zurückzugewinnen“ und den Angehörigen der Volksgruppe ein Heimatgefühl zurückzugeben. Das dabei in den Texten zwar nicht ausdrücklich formulierte, jedoch faktisch in Anspruch

genommene „*Recht auf Heimat*“ ist freilich ein durch die mehr oder weniger unverhohlenen vorgetragenen politischen Ansprüche bestimmter Gruppierungen in Deutschland während der Zeit des Kalten Krieges ein äußerst belasteter Begriff. Das in der ungarndeutschen Literatur jener Jahre angemeldete „*Recht auf Heimat*“ ist jedoch fern solcher politischen Attitüden und stützt sich allein darauf, eine durch Arbeit „erworbene“ und historisch entstandene Heimat als anerkannten Lebensraum gesichert zu wissen. Dieser Heimatanspruch ist durchaus kompatibel mit den Lebensformen im modernen Ungarn. Es ging und geht in den Texten weder um Grenzverrückungen noch um Veränderung gesellschaftlicher Strukturen, sondern um das Recht und die Möglichkeiten der Volksgruppe, in ihrer originären Eigenständigkeit anerkannt zu werden und diese in ihrer ungarischen Heimat auch leben zu können.

Die Spannweite dessen, was sich unter den Begriffen „*Heimatliteratur*“ bzw. „*Dorfliteratur*“ versammeln lässt, umfasst lichte Wolkenhöhe und graue Ackerkrume. Gottfried Keller und Ludwig Ganghofer etwa verkörpern diese Distanz, selbst wenn auf Kellers Höhen Äcker gepflügt und in Ganghofers Niederungen Gipfel bestiegen werden. Eine diese Unterschiede weghobelnde Begriffsbestimmung für Heimatliteratur überdeckt nun allerdings die unterschiedlichen und vielfältigen Weisen des Zugriffs auf den Wert „*Heimat*“ bzw. des literarischen Umgangs mit ihm. Will man der ungarndeutschen Literatur gerecht werden, ist eben der jeweiligen Art des Zugriffs und der ästhetischen Bewältigung des Themas in konkreten Texten nachzufragen. Mit Blick auf das seit den siebziger Jahren Geschriebene will ich deshalb hier und in den letzten beiden Kapiteln versuchen, in neun Thesen einige Gedanken zur ungarndeutschen Heimatliteratur abschließend zusammenzufassen.

1. Ungarndeutsche Heimatliteratur nach 1945 fand ihren eigentlichen ideellen Beweggrund nicht vordergründig in dem Gegensatz zwischen einer „kranken“ städtischen und einer „heilen“ dörflichen Welt (der in verschiedenen

Texten durchaus zu finden ist), sondern in dem drohenden Verlust der Heimat und damit dem Verlust der nationalen Identität.

2. Im Vergleich zu jener deutschen Literatur, die sich im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts dem Dörflichen zuwandte, haben wir es bei der ungarndeutschen Nachkriegsliteratur mit einem – die Art des Zugriffs auf den Wert „Heimat“ entschieden verändernden – Wechsel des Blickpunkts zu tun. In der literarischen Moderne erfolgte die sezierende Kritik des Städtischen vom Blickpunkt Stadt – als dem selbst Erlebten und Gekanntem der Autoren. Die Verklärung einer im Grunde nicht gekannten naturhaft-ländlichen Lebenssphäre – als Alternative zur „kranken“ Stadt modelliert – hat in der Moderne hier ihren Ursprung. In der ungarndeutschen Nachkriegsliteratur hingegen findet nicht die Entdeckung des Dorfes und der Landschaft durch die gebildete Welt statt, sondern die schrittweise Entdeckung der „gebildeten Welt“ durch die Schreibenden aus der dörflichen Sphäre. So geht es denn in der ungarndeutschen Literatur nicht um Zivilisationskritik, sondern um das Begreifen der Probleme einer „Zivilisierung“ von Dorf und Landschaft. In der Mehrzahl der Texte ist das Dorf eben nicht Ort der Idylle, sondern vielmehr Teil der komplexen gegenwärtigen Welt mit all ihren Widersprüchen. Weder die Schrecken des Krieges noch politische Umbrüche oder andere Zeitereignisse machten Halt an der Dorfgrenze – nicht in der Realität und nicht in den literarischen Texten. Obwohl die Identifizierung mit dem Lebensraum Dorf als dem gelebten Eigenen Grundhaltung in der ungarndeutschen Nachkriegsliteratur ist, sind die Bilder von Dorf und Heimat in diesen Texten verbunden mit einer kritischen Sicht auf Seinsbedingungen im ländlichen Raum. Deutliche Unterschiede sind dabei allerdings festzustellen: Während z.B. **Sziebert** mit der Gestaltung seiner „Urtypen“ – wie Brauchfrau, Kotziehelmacher oder Kleinrichter – den Blick zurück auf eine gewesene durchaus konfliktreiche dörfliche Sozietät richtet, die im Bild eines grundsätzlich solidarischen Gemeinwesens denn aber doch als „heile“ Welt

daher kommt, zeigt **Mikonya** in seinen Charakterbildern das Aufbrechen überkommener dörflicher Strukturen unter dem Druck des zeitgeschichtlich Neuen. In **Kalász'** Roman „*Téli bárány*“ ist der dörfliche Handlungsraum fern von jeder Idyllik ein nicht leicht bewohnbarer Ort krasser sozialer Gegensätze und politischer Verwerfungen, die tief in die Einzelschicksale seiner Figuren eingreifen. Die an die Landschaft gebundene Motivik sowie die Verwurzelung der kräftigen Charaktere im stets neu zu behauptenden Lebensraum lassen die Heimatverbundenheit des Autors deutlich hervortreten. Weit entfernt jedoch ist sein Roman von den Niederungen einer „*anspruchlosen, regional orientierten Kleinkunst*“.

12. Kapitel

Heimatliteratur (2)

Fortsetzung der Thesen zur Heimatliteratur:

3. Kennzeichnend für die ungarndeutsche Heimatliteratur bis in die neunziger Jahre ist „der Blick zurück“. **Szabós** Tadel, dass „*ausschließliches und einseitiges Interesse für die eigene Vergangenheit*“ ein Wesensmerkmal dieser Literatur sei, ist zunächst in Bezug auf die behauptete „Ausschließlichkeit“ und „Einseitigkeit“ zu widersprechen. Was aber zum anderen nicht übersehen werden sollte: die Hinwendung auf die Vergangenheit ist nicht nur erklär-, sondern auch verstehbar. Denn mit dem In-Frage-Stellen der Heimat und der Zurückdrängung alles Deutschen aus dem geistig-kulturellen Leben Ungarns bis in die fünfziger Jahre drohte schließlich der Verlust der eigenen Vergangenheit. Tief in das Bewusstsein der Angehörigen der Volksgruppe eingebrannt hatte sich die „*Bündel*“-Metaphorik der Politikersprache in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Das Mit-Nichts-Gekommen und Mit-Nichts-Gehen dieser Metaphorik schloss ja in der Konsequenz die böse Schlussfolgerung eines Nicht-Gewesenen ein. Das aber – so scheint es jedenfalls – provozierte die Autoren nachgerade dazu, das Wissen

um die Vergangenheit wachzuhalten. Ihnen ging es darum, mit ihrem Schreiben das Vergangene als untrennbaren Bestandteil ungarndeutschen Seins im Bewusstsein der Angehörigen der Volksgruppe zu verankern. Dass die Heimatbilder in ihren Texten oft Vergangenheitliches nach vorn holen, erscheint in diesem Zusammenhang als logische Konsequenz aus den Zeiterfahrungen. Der gleiche Zusammenhang bringt es mit sich, dass dieser Blick auf Vergangenes sich nicht nur mit Idyllik, sondern vor allem auch mit dem Erleiden verbindet.

4. Das Erleidensthema umfasst bis Ende der achtziger Jahre vor allem das Kriegsgeschehen und die an Einzelschicksalen dargestellten Kriegsfolgen. Bei Beachtung des gesellschaftlichen Umfeldes in Ungarn liegt auf der Hand, dass selbst noch in der in gewisser Weise moderaten Kádár-Ära die Vertreibung als Thema in der Heimatliteratur nur zögernd und vorsichtig auftauchte. Als „*Blumensprache*“ bezeichneten die Autoren den Versuch, das politisch Ungewünschte in verschlüsselter Form dennoch zum Thema zu machen. So wird ein verstoßener Hund bei **Mikonya** ebenso zum Symbol des Vertriebenseins wie die vergeblich ihr angestammtes Nest suchenden Störche bei **Sziebert**. Gegenüber der in gewissem Sinne direkteren, aber nur vorsichtig andeutenden Kritik an der völkerrechtswidrigen Vertreibung in Texten Georg **Faths**, Ingeborg **Heckers** oder Engelbert **Rittingers** gelingt es **Sziebert** und **Mikonya** gerade durch die Symbolhaftigkeit ihrer Erzählungen das Thema Vertreibung in eine Dimension zu führen, die das Erleiden der Angehörigen der Volksgruppe eindrucksvoll und für den Leser nachvollziehbar ins Bild setzt. – Erst nach 1989 konnte der Bruch mit alten Tabus vollzogen und die unmittelbare Nachkriegszeit mit Vertreibung, Umsiedlungen, Schrecken und Elend der Arbeitslager sowie gesellschaftlicher Diskriminierung der Ungarndeutschen zum öffentlich diskutierten Thema werden. Interessant ist, dass sich jetzt die ältere Autorengeneration noch einmal vehement zu Wort meldete. Über das Erleidensthema erhielt in den neunziger Jahren die

Heimatliteratur einen (letzten?) kräftigen Schub. In beeindruckender Authentizität wurde vor allem in der epischen Literatur das Schicksal der Volksgruppe ins Bild gesetzt. Es scheint, dass die verbliebenen 1974er es jetzt wie eine Art Befreiung empfanden, ihrem frühen – als gesellschaftlichen Auftrag verstandenen – Schreibanlass ohne äußere Einschränkung nachkommen zu können. Die Ausgangssituation umschreibt **Mikonya**: *„Den Mangel an Identitätsbewußtsein besonders unter der Jugend verursachte das Fehlen der geschichtlichen Kenntnisse. Das kann man hauptsächlich der zweifachen Erziehung zuschreiben. Die Mehrheit der Nachkriegsgeneration hörte im Elternhaus meistens das Gegenteil von der in der Schule gelehrt Geschichte; eigentlich waren sie unter Lügen aufgewachsen.“* Die älteren Autoren verstanden sich als Zeitzeugen, denen es aufgegeben war, den Lügen politisch indoktrinierter Geschichtsschreibung zu begegnen.

5. Die Dorfgeschichten der ungarndeutschen Erzähler sind freilich nicht allein auf das Erleidensthema fixiert. Immer auch war das Lachen ein Bestandteil der Beschreibungen dörflichen Lebens. Dabei begegnet uns der Humor durchaus in unterschiedlichen ästhetischen Funktionen. Das sei an zwei – die vorhandene Spannweite umfassenden – Beispielen angedeutet: Wesentliches Gestaltungsmittel in den Dorfgeschichten **Szieberts** ist ein versöhnender, die existierenden Widersprüche überdeckender Humor. Er fungiert als Mittel zur Lebensbewältigung. Das befindet sich in Korrespondenz mit dem Unterfangen des Autors, eine grundsätzlich „heile“ dörfliche Welt aufscheinen zu lassen. Auch in **Mikonyas** Dorfgeschichten ist das Lachen oft ein Verlachen menschlicher Schwächen oder widriger Zeitumstände (z.B. in *„Die beiden betrogenen Wachteln“* oder in *„Die beiden Wilderer“*). Anders als bei Sziebert aber ist in nicht wenigen seiner Geschichten der Humor Mittel zur Zeichnung von Charakteren in einer gesellschaftlich brisanten Zeit. In *„Die Bäuerin und ihr Knecht“* dient die Situationskomik dazu, die Protagonisten im Grunde als liebenswert darzustellen, um ihr letztendliches Zerbrechen an den

Zeitumständen in aller Krassheit hervortreten zu lassen. In „*Die Widmers und die Grecks*“ oder „*Der Fuhrmann der Armen*“ wird (auch) durch die Situationskomik die Reibung überkommener Lebensvorstellungen am historisch Neuen als grundsätzlich Unvereinbarliches des einen mit dem anderen ins Bild gesetzt. – Angemerkt sei, dass die bei den 1974er Autoren zu registrierende grundsätzliche Identifikation mit Lebensraum und Lebensweise einer dörflichen Sphäre eine „gebrochene“ innere Haltung nicht kennt, die letztlich Voraussetzung für eine **ironische** Spiegelung des Seienden wäre. Ironie als Gestaltungsmittel findet sich zuerst in den „Wastl-Seppü“-Briefen **Mikonyas** und **Rittingers**, in denen sich die beiden Autoren publizistisch mit bestimmten Zeiterscheinungen kritisch auseinandersetzen, dann in der ungarndeutschen Literatur der Nachwendezeit, die nun freilich nicht mehr als „*Heimatliteratur*“ firmiert. Das durch den Aufeinanderprall von hohen Erwartungen an das Neue und tatsächlich erlebter Wirklichkeit in einer widerspruchsvollen Übergangszeit schmerzhaft erlittene Trauma der Desillusionierung bringt jetzt in die ungarndeutsche Literatur die ironische Brechung als Gestaltungsmittel – zu finden vor allem in der Lyrik Robert **Beckers** und in der Epik bei Robert **Hecker**.

13. Kapitel

Heimatliteratur (3)

Fortsetzung und Schluss der Thesen zur Heimatliteratur:

6. Ging es in den siebziger Jahren den Autoren noch vor allem darum, ihren eigenen Lebensraum ausmessend, allein das Dorf als Ort des Heimischseins zu beschreiben, gewinnt in den Texten der achtziger Jahre der gestaltete Gegensatz zwischen Dorf und Stadt an Bedeutung. Kennzeichnend dabei ist, dass das Städtische vom Blickpunkt Dorf ins Bild gerät, die Stadt bleibt im Grunde das Ungekannte und somit letztlich auch das Unbegriffene. Sie erscheint in den Texten einseitig als Ort der Entfremdung, als Ort der Gefährdung oder gar der

Zerstörung zwischenmenschlicher Beziehungen. Beachtung verdient in diesem Zusammenhang, dass in den Texten den gewesenen dörflichen – vorgeblich idyllischen – Zuständen zwar mit gewisser Wehmut nachgetrauert wird, das jetzt Neue jedoch als Erscheinung eines unabdingbareren Prozesses historischer Entwicklung ins Bild gerät. **Fischers** Erzählungen der achtziger und neunziger Jahre leben davon, **Mikonyas** Geschichten gewinnen nicht zuletzt daraus ihre Substanz.

7. Die Darstellung des Gegensatzes zwischen Dorf und Stadt in der ungarndeutschen Literatur der siebziger bis in die achtziger Jahre fußt auf der Grundüberzeugung der wohl meisten Autoren, dass die Eigentümlichkeit der Volksgruppe am ehesten – wenn nicht gar ausschließlich – in einer dörflichen Sphäre bewahrt werden könne. Damit stehen vor allem die Dorfgeschichten jenes Zeitraums objektiv in der Tradition zur deutschen biedermeierlichen Literatur, in der der Zusammenhang von Heimat, Volk und Sprache aufgegriffen wurde, bzw. zu volkstümlichen Werken der aufklärerischen ungarischen Nationalliteratur.

8. Die Bewahrung ungarndeutscher Identität ohne ein ermöglichtes Ja zur ungarischen Heimat kann es nicht geben. Politisch ist die Frage inzwischen längst beantwortet, die Literatur jedoch wird von der Kritik wegen ihres Heimatbekenntnisses zumeist immer noch argwöhnisch betrachtet. Dabei ist die ungarndeutsche Literatur seit den siebziger Jahren der Gefahr, dass der literarische Umgang mit Heimat zum allein tragenden Element wird, weitgehend entgangen. Das eigentliche Problem für die ungarndeutsche Literatur besteht zudem nicht in ihrer Heimatgebundenheit schlechthin, sondern vielmehr in der künstlerischen Bewältigung des Themas. Wesentlich erscheint in diesem Zusammenhang das prinzipiell erfolgreiche Bemühen der Autoren, den Weg zu anspruchsvolleren Texten zu finden. – Den Vorwurf, wertekonservativ zu sein, muß sich Heimatliteratur sicher gefallen lassen. Die ungarndeutsche Literatur kann m.E. diesem Vorwurf gelassen begegnen, denn

in der heutigen, weitgehend durch Werteverfall gekennzeichneten Zeit, sollte eine den Erhalt von Werten anmahnde Literatur nicht bedenkenlos auf den Müllhaufen geworfen werden. In der ungarndeutschen Literatur geht es nicht um „*ewig-menschliche*“ Werte schlechthin, sondern vor allem um das in der heutigen Zeit im Interesse der Gestaltung unserer und der künftigen Zeit Bewahrenswerte. An dessen Erhalt zu appellieren, kann durchaus produktiv wirken. Das gilt auch für die Hinwendung zu Natur, Landschaft und Heimat. Im Gegensatz zu Mikonyas Diagnose, dass für die junge Generation ein früher gelebtes ungebrochenes Verhältnis von Mensch und Natur mit einem unerwünschten „*Stallgeruch*“ verbunden sei, stehen gerade den Jungen die Erinnerungsbilder an eine noch vergleichsweise unzerstörte Natur den täglichen Erfahrungen der Verbrechen an der Natur gegenüber. Für junge Leser wäre das Bild vom schönen Einssein des Menschen mit seiner Landschaft als idyllisches Gemälde des Gewesenen sicher nur historische Randnotiz. Indem aber in der Literatur das Einssein von Mensch und Natur als unabdingbare Voraussetzung menschlicher Existenz überhaupt ins Bild gerät, kann es erkannt und angenommen werden als **Grundstruktur** für ein mögliches Zukünftiges. Die von starker Zuneigung zeugenden Heimatbilder können den zentrifugalen Kräften unserer Zeit, können der Beliebigkeit und der gleichgültig waltenden Austauschbarkeit von Werten entgegenwirken. Ob die ungarndeutsche Literatur diese Wirkung tatsächlich erzielen kann, hängt letztlich auch von ihren Lesern ab. Anzuerkennen aber ist es, dass sie diese Wirkungsmöglichkeiten in ihre Texte eingeschrieben hat.

9. Als bitteren Hohn mussten es die betroffenen Ungarndeutschen empfinden, wenn sie die in Richtung Deutschland adressierten Waggon zu besteigen hatten und dabei begleitet wurden von Sprüchen, dass sie ja in das „*Land der Ahnen*“ zurückkehren dürften. Ihre Heimat lag nicht in Deutschland, ihre Heimat war Ungarn. Es ist das Bekenntnis zur **ungarischen** Heimat, das die ungarndeutsche Heimatliteratur konstituiert. So lesen wir bei Franz **Sziebert**:

„Ins Land der Ahnen? Alle Erinnerungen und Erlebnisse banden uns hierher. Unsere Ahnen ruhen hier.“ (In: *„Wann kommen die Störche wieder?“*) Nicht übersehen werden sollte deshalb die Leistung der ungarndeutschen Literatur, dass sie nicht nur Bilder einer engeren Heimat aufscheinen lässt, sondern zugleich einen stabilen Heimatbegriff „Ungarn“ transportiert. Ungarndeutsche Heimatliteratur nach 1945 ist in ihrem Wesen mithin zugleich **ungarische** Heimatliteratur. Das eröffnet ihr Chancen, bei einer denkbaren Rückbesinnung der ungarischen Nationalliteratur auf den Wert „Heimat“ einen anerkannten Platz zu gewinnen. Andererseits jedoch bringen erschreckende politische Tendenzen im gegenwärtigen Europa die Gefahr, dass sie für die Installation eines nationalistisch geprägten Heimatbegriffs durch bestimmte politische Gruppierungen mißbraucht werden könnte. Als Konsequenz daraus jedoch auf ein Bekenntnis zur Heimat in der Literatur zu verzichten, wäre sicher der falsche Weg. Schließlich zeigt die aktuelle politische Landschaft – so z.B. auch in Deutschland – nachdrücklich, wie problematisch es für eine auch das jeweils Andere anerkennende Lebenshaltung ist, den Begriff „Heimat“ allein dem aussondernden, nationalistischen Gebrauch zu überlassen. Den Wert „Heimat“ bisher frei von solchen Vereinnahmungen gehalten zu haben, ist ein Verdienst der ungarndeutschen Heimatliteratur.

Ein umgrenzter Blick nur war es, den ich auf die ungarndeutsche Literatur gerichtet habe, keine Überschau konnte es sein. Vieles, was sich mir zu sagen aufdrängte, musste unerwähnt bleiben. So steht eine genauere Mitteilung über das Schaffen der jüngeren Autoren seit den neunziger Jahren noch aus. Dennoch hoffe ich, mit dem Blick auf die für die ungarndeutsche Literatur so bedeutsamen und prägenden siebziger und achtziger Jahre vielleicht den Anstoß zu einem Streitgespräch über die Werke gegeben zu haben, das Autoren und Leser einander näher bringt.

Im Nachdenken über die historische Leistung der bisherigen ungarndeutschen Autoren und über die Verantwortung der künftigen, kommt mir Goethes

Antwort auf die Frage „Wann und wo entsteht ein classischer Nationalautor?“ in den Sinn. Umverwandelt ließen sich seine Gedanken auch auf die Situation der ungarndeutschen Autoren anwenden. Goethe schreibt: „.... wenn er in den Gesinnungen seiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Consequenz nicht vermißt... (...) Man halte diese Bedingungen, unter denen allein ein classischer Schriftsteller, besonders ein prosaischer, möglich wird, gegen die Umstände, unter denen die besten Deutschen dieses Jahrhunderts gearbeitet haben, so wird, wer klar sieht, und billig denkt, dasjenige was ihnen gelungen ist, mit Ehrfurcht bewundern, und das, was ihnen mißlang, anständig bedauern.“ Von den ungarndeutschen Autoren sollte nicht mehr erwartet und gefordert werden, als die Volksgruppe zu geben in der Lage oder zu geben bereit ist.

Erschienen in Neue Zeitung 16, 18, 20, 22, 24, 26, 28, 30, 32, 34, 36, 38, 40/2001